

„Omelette“

Eine Gannergeschichte von Lars Dillma. Aus dem Dänischen übersetzt von G. Denwig.

Hans Nilfen mit dem Beinamen „Omelette“ hatte verschiedene Stellungen gehabt. Er war Barbiergehilfe, Kolporteur, Jäger und herrschaftlicher Diener gewesen.

Ja, er hatte sogar ein Debut auf dem Theater gemacht, indem er einen feinen Herrn in einem Salonstück gab und mit Fräulein Johansen, welche eine feine Dame darstellte, im Hintergrunde der Bühne spazieren ging.

Jetzt kam Hans Nilfen aus der Beförderungsanstalt, wo es recht langweilig ist.

Deshalb wollte er sich ein bisschen zerkleimen und als er sah, daß im Tiboli Maskenball angekündigt war, beschloß er, den Ball mit seiner Anwesenheit zu beehren.

Aber — so vielen anderen Sterblichen in diesen schlechten Zeiten, fehlte es auch ihm an Geld.

Nach diesem Grunde nun begab er sich auf den Markt, wo er sich mit dem Portemonnaie einer Dame verlor.

Hierauf ging er in ein Maskengarderobegeschäft, dort borgte er sich eine alte Offiziersmütze und einen dazu passenden Mantel, und nachdem er in einem Barbierladen sich einen statlichen Schnurrbart hatte aufleben lassen und seinem Gesicht durch Schminke der Ausdruck eines Betrunknen verliehen worden war, bot er vollständig den Anblick eines verabschiedeten Offiziers.

Indessen war es noch zu zeitig, um schon zum Balle zu gehen, und er spazierte deshalb ein Stück im Park umher.

Bei dieser Promenade erhielt er plötzlich einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter.

„Nun, Omelette“, der oft die schwere Hand der Polizei auf seiner Schulter gefühlt hatte, wandte sich erschrocken um.

Vor ihm stand ein junger Offizier und trotzdem es bereits dunkel war, merkte Hans Nilfen dennoch, daß derselbe ziemlich benebelt war.

„Ist das nicht Lieutenant Hansen, mein alter Freund?“ fragte der Offizier, „höre mein lieber Junge, willst Du mir wohl eine große Gefälligkeit erweisen?“

„Mit Vergnügen“, erwiderte „Omelette“ gefächelt.

„Siehst Du, ich bin zu heute Abend bei meinem Onkel, dem Bureauchef Blätmeyer, eingeladen. Er ist ein Hagestolz und wohnt ganz allein auf einem von Gebüschen umgebenen Platz bei Hädebeugen. Er ist sehr reich und ich werde ihn beerben. Aber die Sache verhält sich nun so, daß ich in diesem Zustande mich nicht vor ihm zeigen will, denn ich befinde mich in einem Zustande —!“

„Ich habe den ganzen Tag gegessen und kalten Punsch getrunken. Willst Du ihm daher ausrichten, daß ich heute Abend auf der Wache oder zum Ausruhen kommandiert sei — oder etwas Ähnliches. Er hat nicht die leiseste Spur für militärische Angelegenheiten.“

„Das will ich besorgen, aber Du thätest am Besten, nach Hause zu gehen und Dich zu Bett zu legen,“ murmelte „Omelette“, welcher inzwischen seine Gesichtszüge wieder vollständig wieder erlangt hatte.

„Das will ich thun. Gute Nacht, Hansen, und besten Dank für Deine Gefälligkeit.“

„Keine Ursache, zu danken,“ versetzte „Omelette“ und ging nach Hädebeugen hinunter, nachdem er die Adresse des Bureauchefs erhalten hatte.

Bureauchef Blätmeyer saß am gedeckten Tische und wartete auf seinen Reffen.

Seine Haushälterin hatte Zahnschmerzen bekommen und war zu Bett gegangen.

Es läutete.

Der Bureauchef schloß auf.

„Bist Du da, mein Junge? Aber was sehe ich, ein fremder Herr!“

„Ja, Ihr Neffe schickt mich her, um Ihnen zu melden, daß er so betrunken sei, daß er nicht zu Ihnen kommen könne. Sie möchten aber mich statt seiner mit dem Abendbrot bewirtheten.“

„Mit Vergnügen“, antwortete Blätmeyer zuvorkommend und geleitete unsern „Omelette“ in's Zimmer hinein.

Hans Nilfen warf Offiziersmantel und Hüte ab.

„Sie sind ja nicht in voller Uniform!“

„Nein,“ darum würde es am besten sein, wenn wir die Thüre aufschließen,“ meinte „Omelette“ ungenirt und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Lassen Sie uns nun zu Tische gehen. Sie entschuldigen doch, wenn ich den Bart auch abnehme. Es ist so lästig, damit zu speisen.“

Der Bureauchef begann sich recht unbehaglich zu fühlen.

„Aber sind Sie denn nicht Lieutenant?“

„Nein, das war nur ein Fastnachtscherz,“ sagte Hans Nilfen und nagte vergnügt an einer Gänsefüße.

„Aber woher kommen Sie denn?“

„Ich? Ich komme aus der Beförderungsanstalt, ich bin heute von dort ausgerissen.“

Blätmeyer sprang auf.

„Ertrage es mit Fassung, Onkel,“ sagte „Omelette“ und legte eine alte Pistole, welche zu seinem Kostüme gehörte, auf den Tisch. „Laß uns gute Freunde sein.“

Der Bureauchef setzte sich erlebend.

Nachdem man — jedenfalls „Omelette“ — gut gegessen und getrunken hatte, äußerte dieser, während er mit der Pistole spielte: „Hören Sie, Bureauchef, möchten wir nicht Röde und Westen tauschen?“

Der Bureauchef, ein kleiner, alter, schwächlicher Mann, sah ein, daß jeder Widerstand sein Leben gefährden würde und zog gehorsam Rod und Weste aus.

„Sie können ja die Uhr und die andern Kleinigkeiten, die sich noch in den Taschen befinden, darin liegen lassen. Ich werde damit vorfichtig umgehen.“

Hier hängt Ihr Ueberzieher, der mir auch passen wird, und Ihr Flauschhut dazu. Es ist ganz merkwürdig, wie gut uns beiderseitig unsere Kleider passen.“

Wir sind wie für einander geschaffen,“ meinte „Omelette“, nachdem er die verschiedenen Kleidungsstücke angelegt hatte.

„Aber es ist wahr, ich soll heut Abend noch auf den Ball gehen und habe noch kein Geld dazu. Du mußt mir einige Schillinge leihen.“

„Ich besitze nicht mehr Geld, als was sich in meinen Taschen befindet,“ seufzte der Bureauchef, mehr todt als lebendig.

„Warte nur, hier ist gewiß der Kommodenkoffer, hier in der Bekantenschuhe. Nun wollen wir in der oberen Schublade nachsuchen. Fassele mir nur erst keinen Unsin vor, Onkel. Du siehst, ich habe die Pistole bei der Hand.“

Nachdem er sich mit einer Masse blanker Goldstücke versehen und eine von des Bureauchefs Cigaretten angezündet hatte, welche er dem Stui aus der Brusttasche entnommen hatte, ging er.

„Gute Nacht, Onkel, und vielen Dank für den heutigen Abend! Du darfst Dir nicht die Mühe geben, mich zu begleiten, ich kann ganz gut hinter mir zuschließen,“ sagte er, verschloß die Thür von außen und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Der Bureauchef sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl und „Omelette“ schlenderte gemächlich der Stadt zu. Bald winkte ihm Tiboli's erhelltes Portal.

Er ging hinein.

Nun hatte er nicht mehr nöthig, sich zu maskiren. Er war ja fein angezogen und vornehme Herren gehen niemals verkleidet auf den Maskenball.

Dort herrschte Frohsinn und Heiterkeit.

„Omelette“ hatte viel Geld in der Tasche und knüpfte daher viel Bekanntschaften an.

So traf er mit der „Königin der Nacht“ zusammen, die er mit einem halben Beauftrag und einer Flasche Bier traktirte; mit dem „Herzog von Mantua“ trank er Brantwein und in Gesellschaft von zwei florentinischen Blumenmädchen und einem Matrosen genoss er einige Tobdy's und ein Paar Flaschen schwedischen Bants.

Die Folge davon war, daß er vergnügt wurde, sogar sehr vergnügt und dabei ebenso vergnügt, als außerordentlich übermüthig.

Als er indessen in einem solchen Anfall von Uebermuth der „Großherzogin von Gersalfein“ eine leere Flasche an den polizeilichen Verordnungen, weshalb er Kopf warf und einem Konstabler eine halbe bairische Bier anbot, ging dies zu weit. Die Konstabler trinten nämlich niemals öffentlich halbe Flaschen Bier, außer bei Volksaufmäulen und dann geschieht es auf öffentliche Kosten. Man fand darum in „Omelette's“ Benehmen einen Widerspruch gegen die polizeilichen Verordnungen, weshalb er auf die Hauptwache geführt wurde. Er zeigte sich darüber sehr aufgeregt.

Als man seinen Rod untersuchte, fand man ein Visitenkarten-Stui in seiner Tasche. Dasselbe war mit allerlei lithographirten Karten gefüllt:

Benediktus Blätmeyer, Bureauchef.

„Es ist schrecklich,“ meinte der Konstabler, „wenn ein Mann aus besessenen Ständen sich nicht seiner zu benehmen weiß, als sich solchen Kaufs anzuirren, so daß er schließlich auf die Wachtstube gebracht werden muß.“

Inzwischen hatte Tags darauf der wirkliche Bureauchef den Sachverhalt bei der Polizeibehörde gemeldet und „Omelette“ wurde dem Oberhaupte derselben vorgeführt.

Dieser Herr erkannte ihn augenblicklich.

„Aber, bester Herr Bureauchef,“ rief er aus, „das ist ja „Omelette.“

Dann fügte er hinzu:

„Quel bruit pour une omelette!“

Und hierauf schaute er sich rings im Kreise seiner Untergebenen um und lachte herzlich, und die Konstabler und das übrige Personal verstanden nun, daß das Oberhaupt der Polizei eine wichtige Bemerkung gemacht habe, deshalb lachten sie auch herzlich, obgleich ihnen der Sinn derselben nicht recht klar war.

„Omelette“ wurde zum Zuchthaus verurtheilt.

„Aber es war ja nur ein gemütlicher, kleiner Scherz,“ äußerte er. „Es ist schlimmer wie streng die Leute hier sind und wieder! Waschen sie von unbedeutenden Sachen waschen.“

Der alte Onkel.

Von Julia Hartman.

Endlich verließ die kinderreiche Familie das Koupez; Gottlob! Die torpule Frau mit dem quiekenden Widelkind im Arm und die abwesend sich zantenden, oder gierig an ihren Butterbrotten schmagenden drei anderen Bälge. Toni Helmer athmete auf und rückte sich in ihrer Ecke behaglich zu recht.

Der Zug hielt fünf Minuten an der kleinen Station. Niemand wollte einsteigen in den warm gepolsterten Wagen zweiter Klasse, — und jetzt folgten noch fünf weitere Stationen und dann noch eine gräßliche Omnibusfahrt bis zum Landgut Hohenwalde! Toni gähnte und schüttelte sich schraubend vor Langeweile, — sie hatte langes Alleinstein, und plauderte so unfähig gern, — natürlich aber nur mit netten, artigen Leuten! Käme nur Jemand!

Das Signal zum Weiterfahren war schon ertönt, da schwang sich ein großer schlanker Herr auf's Trittbrett, bog den Kopf mit forschender Neugier vor offenen Koupéthür hinein — einen Moment darauf war die Ecke vis-a-vis nicht mehr leer.

Sie erwiderte freundlich den Gruß des Fremden und schaute dann angelegentlich zum Fenster hinaus. Aber die Sonne strahlte ihr gerade in das etwas erröthete Gesicht und so drehte sie den Kopf zur anderen Seite; — blöde war Toni kein bisschen, im Gegentheil — aber das Gefühl, sehr genau betrachtet zu werden, kann das kühnste Wesen etwas befangen machen.

„Darf ich Ihnen ein Schlüchchen anbieten, Fräulein?“

Toni fuhr erstaunt herum und blickte in ein Paar große, heitere blühende Augen von ganz durchsichtig argurblauer Farbe, dann auf einen gutmüthig lächelnden Mund, der von einem martialisch geschwungenen dunkelblonden Schnurrbart halb beschattet war und beim Sprechen starke glänzende weiße Zähne sehen ließ.

„Welch ein stattlicher schöner Mann!“ dachte Toni überaus. Nicht mehr ganz jung, aber so frisch, so schön, — ganz anders wie der fabe Kurt Linden, dieser langbeinige, semmelblonde, gigerhafte Landjunger, von dem sie sich nun schon ein halbes Jahr lang, in Ermangelung von etwas Besseren, hatte den Hof machen lassen!

Leichter grauer gründorbirter Jagdanzug, zerdrücktes weißes Filzhütchen mit hoher Reiterfeder geschmückt, der braune Teint, die kräftig gebogene Nase — natürlich ein Weidmann, aber ein nobler, feiner! Was bot er ihr denn an in dem blinkend geschliffenen Litorglas? Es noch fürchtbar stark!

„D, ein famoser alter Cognac!“

„Danke sehr!“ Toni reichte mit thränenden Augen das schnell geleerte Gläschen zurück und hielt sich trampfhaft den Mund zu, um einen Hustenreiz zu unterdrücken.

„Wohin geht die Vergnügungstour?“

„Darf man das Ziel erfahren, ichöne Fräulein?“ fragte der Herr mit so warmem, verbindlichem Interesse, daß sich Toni unwillkürlich geschmeichelt fühlte. Sie konnte diesen Klang ganz genau von dem kühlen Ton vorwärtiger Neugier unterscheiden, er gefiel ihr ausnehmend, und ihr siebzehnjähriges Herz prochte mit freudig erregten Schlägen. Die unüberlegte kindliche Vertrauens-„reife“, die sie bisher in ihrem friedlichen Dasein auf dem Lande meist ganz gefahrlos geliebt, drängte sich ihr auf die Lippen; der starke Cognac hatte ihren angebornen dreisten Uebermuth geschächelt. Sie dachte nicht daran, daß ihr galantes Gegenüber ein wildfremder Mensch sei, der ihr noch nicht einmal seinen Namen genannt — nein, das war wieder die echte Toni Helmer, an der all die unzähligen ertelischen Rücken, alles Ermahnungen zur weiblichen Zurückhaltung und klugen Vorsicht stets wirkungslos abgeprallt, auf deren überprübelndes Temperament auch die zwölf Monate lang ertragene lehrhafte Zucht in einem Pensionate nicht den geringsten dämmenden Einfluß geübt hatte. „D, eine Vergnügungstour!“ rief sie mit entsetzter Geberde, indem sie die kleinen Hände nachdrücklich zusammen schlug.

„Ach, du lieber Gott!“ Halb erstaunt, halb belustigt hatten des Mannes Blicke auf dem jungen blühenden Gesicht. Die strahlenden schwarzbraunen Augen unter den feinen Brauen, die eine reine weiße Stirne überwölbt, das Stumpfnäschen, der winzige tropfgeschürzte Mund gewöhnten zwar einen reizenden Anblick, — es lag aber doch etwas gar zu Unbändiges in der Art und Weise, wie die junge Dame während ihrer lebhaften Worte das Mohntosenhütchen von den Flechten riß und sich wie verjweifelt mit dem braunhaarigen Köpfschen gegen die Polstertissen zurückwarf.

„In die Verbannung werde ich geschickt, zu einer schrecklich forresten tugendhaften alten Tante, von der ich feine Manieren, ordnungsvolle Haus-haltung und altbedene Ruhe und Würde lernen soll!“ Tante Lucie ist ganz nett und lieb, wisse Sie, aber ein schrecklich unmodernes pedantisches Frauenzimmer; wenn die mich nur ansieht, bleibt mir das Wort im Halse heden vor lauter Respekt. Immerhin wäre es ein paar Monate bei ihr auszuhalten, denn sie haben dort die herrlichsten Obstgärten und Tante Lucien's Töchterchen und Eingemachtes suchen ihres Gleichen; aber gerade dieses Jahr hat die Sache ihren besondern Haken. Da ist nämlich ein Onkel aufgetaucht, Mama's Stiefbruder, der vor Kurzem aus Amerika kam und jetzt ständig in Hohenwalde hausen will. Sehen Sie, eine alte Jungfer mag ich ganz wohl leiden, wenn sie so ist wie Tante Lucie — ja willig, es verlohnte sich der Mühe, ihr in Manchem nachzusehen — aber ein Junggefelle, so ein verschrobener, launenhafter, griesgrämiger Kerl, der nur so eflig ist, weil er sich wahrscheinlich zu viel Körbe gefammelt hat und dann aus Jorn darüber die jungen Mädchen verächtlich behandelt und wie ein hölzerner Schulmeister mit ihnen spricht — so ein trodener, spott-süchtiger Hagestolz ist mir ein Grauel! Ich kenne die Sorte ganz genau, in der „Gartenlaube“ war nämlich einer beschrieben — ja, und Onkel Erich muß nur wenig jünger wie Tante Lucie sein, wenn er 15 Jahre lang jenseits des Oceans gewesen ist und sich dort Dollars erworben hat. Bitte, glauben Sie wohl, ich liebe mir von Onkel Erich imponiren? Mama und Papa haben gestern Abend noch davon gesehelt, von seiner „großartigen“ männlichen Energie, die würde mich zu zügeln verstehen! Und sie sollten mich doch kennen, daß ich mich von gar Niemand hofmeistern lasse. Warum lächeln Sie denn, mein Herr! Ach, Sie halten mich wohl für recht unbändig? O nein, ich bin nur arg verwöhnt worden und habe jeden Zwang, und wenn Eltern ihre Kinder halt so schlecht erziehen, dann geschieht es ihnen ganz recht — wenn —“

„Das ist wahr, ja gewiß, das ist wahr, — dann ist die natürliche Folge, daß ein solches Kind später von anderen Leuten erjogen werden muß. — Ganz richtig! Ihre Eltern handeln vielleicht sehr weise, daß sie ihr Töchterchen in noch jugendlichem Alter einer strengeren Hand übergeben!“

„Aber mein Herr!“ — Toni Helmer war flar über diese unerwartete Unterbrechung. Wie mit Blut übergossen im Empfinden einer peinlichen unbedeutlichen Beschämung, blickte sie ihrem Reisesgefährten in's Gesicht. Sie sah indeß ein gleichmüthig gültiges Lächeln — aber einen räthselhaften Ausdruck in den argurblauen Augen. Ein bestemmendes Gefühl machte sie verstimmen; ein plötzliches Ahnen davon, daß sie sich unpaßend benommen, daß sie eigentlich ein sehr thörichtes kindliches Gesicht sei, überkam ihre Seele — und die Empörung über die empfangene Zurechtweisung wollte zu ihrem eigenen Erstauen nicht aufklommen, wie sonst bei jedem kleinen Anlaß dahem.

„Nun also, mein Fräulein, Sie reisen, wie ich vernahm, nach Hohenwalde; ich bin noch über drei Stationen Ihr Reisefährt und fühle mich verpflichtet, über Ihr Wohl zu wachen. Schauen Sie mich gefälligst an, Sie sind in einigen Augenblicken abwesend, daß und roth geworden, ich vermuthete, daß Sie Hunger haben.“

„Ich esse nie etwas!“ stieß Toni jetzt heftig hervor. Die eigenthümliche protretende Art dieses fremden Herrn fing an, sie doch zu reizen. Uebrigens hatte er nicht Unrecht; sie gedachte eben satfisch mit Bedauern des delikaten Schinkenbröckchens, das sie in der Aufregung des Abschieds von den Jhnen einzupacken vergessen hatte. Im Kampf mit den verschiednenartigsten auf sie einwirkenden Empfindungen, schielte sie doch verstohlen nach dem angeborenen Lederbissen.

Wahrhaftig, Sandbrotchen, die sie so leidenschaftlich gerne aß! Wie kam nur so ein Jägermann zu Sandbrotchen! — Mit verschämtem geklümmertem Dank ließ sie es zu, daß ihr der fremde Herr seinen Augen in Seidenpapier gehüllt auf die Kniee legte — ganz als verübte sich das von selbst — und als er in Betrachtung der hübschen vorüber-

fliegenden Landschaften vertieft schien, handelte sie in größtem Widerspruch zu ihrer vorhin aufgestellten Behauptung und verzehrte mit größtem Behagen das duftende Gebäd. Nebenbei betrachtete sie mit steigender Bewunderung, mit einem ganz neuen noch nie getannenen innigem Entzücken das edle Profil ihres Reisesgefährten.

Hat's geschmeckt, Fräuleinchen? Ja, meine Schwester versteht so was. Sie ist ein musterhaftes Weib in jeder Hinsicht, nicht bloß im Törtchenbacken!“ sagte der Fremde nach einer Weile, in mildem liebenswürdigem Ton. „Aber merkwürdig!“ — fügte er dann nachdenklich hinzu, „wie Sie, so gehe auch ich gerade momentan einer sehr ungewissen Zukunft entgegen.“ Das tödliche Schicksal harzt Jhnen in Gestalt eines unangenehmen alten Junggefellen-Onkels, vor dessen griesgrämigen Launen Sie sich jetzt schon fürchten, und ich — was denken Sie wohl, was mir die allernächste Zeit Schreckliches bringt? Da wird mir eine junge Dame, ein Stiefnichtenchen, jählings über den Hals gefant, ein jedes vorwichtiges Gänsgen; das soll ich ein wenig kurz halten, damit ihm der Uebermuth nicht über den Kopf wächst, und meine treffliche Schwester will mir helfen dabei. Ja, das wird ein Kreuz geben für mich, ersten Mann, der seine Geschäftsforgen und Arbeiten hat, und nur gediegene ruhige Gesellschaft gewohnt ist! Aber —“ fuhr er fort, indem er einbrincklich in des Mädchens weit geöffnete ausgelegten Augen schaute, — „Sie waren ja auch so offen gegen mich — ich muß Jhnen gestehen, die übernommene Aufgabe interessirt mich doch ziemlich stark. Da wurde mir zu den vorigen Weinachten ein Bildchen geschickt nach Rio de Janeiro, ein Konterfei dieses unartigen, toffen Nichtchens — ach, welch ein herziges liebes Gesichtchen! Ich habe mich ganz vernarrt hinein, trotzdem ich mit meinen 37 Jahren über die heißblütige Jugend hinaus bin, und das Original ihm genau gleich, wissen Sie, das Original — nach dessen Anblick ich mich nun schon monatelang gesehnt —“

Der Fremde brach plötzlich ab, stand auf und lehnte sich weit zum Fenster hinaus. Bei der jähen Bewegung glitt ein Gegenstand aus seiner Rodtasche geräuschlos zu Boden.

Das in hüßloser Verwirrung wie erstarrt dastehende Mädchen gestaltete sich mechanisch darnach. Das elegante Notizbuch war nicht geschlossen, beim Aufheben entfiel seinen Blättern eine Photographie. — Ein überlauter Ausruf — der Herr fährt erschrocken vom Koupesenster zurück. Toni Helmer steht am ganzen Körper zitternd da und bindet ihr Mohntosenhütchen. Sie greift wie betäubt nach ihrer Reisetasche, ihrem Schirm, tastet nach der Koupéthür —

„Am's Himmelswillen, Kind, Toni, Du fürzeft hinaus, liebes Herzenskind, ich bitte Dich!“ — die Worte versagen dem großen starken Mann, er umfaßt die leichte Gestalt und reißt sie heftig von der bereits offenen Thür zurück, und das bebende Mädchen fühlt sich fest an seine Brust geschmiegt und weint.

Auf der Bank liegt das Notizbuch und das Bild der kühlen vorlauten Toni.

„D, Onkel Erich! Onkel Erich! Wie bin ich Dir so gut!“

Woher kommt es nur, daß Toni's übermüthiger Kindermund sonst nichts hervorbringt?

Herr Erich Hohenwalde streicht sanft über das braune Köpfschen, von welchem der Hut heruntergefallen und biegt dann das glühende Antlitz seiner Stiefnichte zu sich empor.

Da lächelt sie, nicht wie ein gedankens- müthwilliges Kind, nein, glücklich, verheißungsvoll wie ein liebendes Weib.

„Was wirst Du nun mit dem Gänsgen anfangen?“ — klüfferte sie mit fast demüthiger Pärtlichkeit.

„Der griesgrämige Junggefelle wird es gehörig hofmeistern und lieben, lieben auf immer!“ Klingt die jubelnde Antwort zurück. „D, welch reizende Fahrt nach Hohenwalde, kleine, unartige, süße Toni! Was wird Schwester Lucie sagen! Wie wird sie sich freuen!“

Vor den Geschworenen.

Eine Geschichte aus Rumänien von Marco Prociner.

Vor zehn Jahren hatte sie ihn zum ersten Male gesehen. Sie war damals noch ein Kind, kaum neun Jahre alt. Aber ihr war, als wenn es gestern gewesen wäre, so sehr hatte sich ihrer Erinnerung jener Moment eingepägt, als vor der in eitel Gold und Silber strahlenden Pilderwand, die das Schiff des Dorfrichters vom Allerheiligsten trennte, der junge Pope Damastin erschien. Der sah ganz anders aus als der frühere greise, zitterige Stiefsohn des Städtchens. Eine schlanke, kräftige Gestalt in einem wunderbar glühenden Dnat. Stolz wie ein Fürst stand er da, das edelgeschmitten, bleiche Antlitz von einem kurzen Vollbart ein-

gefaßt, die langbewimperten Augen glühend, die dunklen Locken in üppiger Fülle bis zu den Schultern herabwallend. Und wie herrlich klang seine Stimme, wie reich und voll! Diese Stimme hatte sie später gar oft vernommen, da der junge Pope jeden Sonntag im Herrenhof erschien. Er plauderte sehr gerne mit dem allklugen Töchterlein des Gutsherrn, das so wild, so trotzig war, aber still, scharf wurde, wenn seine hohe Gestalt nur auftauchte. Und als er einige Monate nach jenem Sonntag, da sie ihn zum ersten Mal gesehen, einen Abschiedsbesuch im Herrenhof machte und ihr bei dieser Gelegenheit einen Kuß auf die Stirn drückte, da hatte sie sogar bitterlich geweint. Eine Zeitlang noch hatte sein Bild in der Seele des Kindes gequält, dann verbämmerte es allmählig.

Sie hatte seither nichts mehr von ihm gehört, seine Existenz fast völlig vergessen, als vor mehreren Wochen sein Name nach Jahren zum ersten Male wieder an ihr Ohr schlug. Alle Welt sprach von ihm, von dem schönen Popen Damastin, der ein furchtbares Verbrechen verübt, ein Weib, seine Geliebte, ermordet hatte. Und sie wußte mehr als alle Andere. Ihr Gatte war ja der Staatsanwalt, der die Untersuchung geleitet und nun vor den Geschworenen die Anklage vertreten sollte. Sie hatte mit fiebriger Spannung alle Phasen der Unternehmung verfolgt. Sie wußte, daß der Mörder einflüchtig, verschlossen war, daß er mit wenigen kurzen Sätzen die That eingestanden und daß er nur den einen Wunsch hegte, so rasch als möglich den verdammenden Wahrspruch der Geschworenen zu vernehmen. Auch sie hatte mit nervöser Unruhe den Verhandlungstag erwartet. Nun war er endlich angebrochen.

Madame Helene Dan, die Gattin des Staatsanwaltes, war eine volle Stunde vor Beginn der Verhandlung erschienen, hatte aber bereits den Saal nicht befehigt gefunden. Die vornehmste Damenwelt war darin vertreten. Sinnen Popen, einen schönen Popen, der noch überdies Mönch war, als Mörder eines geliebten Weibes vor den Geschworenen zu sehen, das war ein seltsames, sensationelles Schauspiel, das Emotionen versprach! Helene, die ihr Gatte am Arm führte, begrüßte lächelnd einige Freundinnen und unterhielt sich mit ihnen unbefangen eine Weile, bevor sie sich auf dem Sitz niederließ, den ihr Mann für sie in der ersten Bank des Zuschauerraumes reservirt hatte. Herr Dan, ein dünnes Männlein mit einem blonden Spitzbärtchen, strahlte förmlich vor Glück. Er war erst seit Kurzem zum Staatsanwalt ernannt worden. Heute bot sich ihm zum ersten Male Gelegenheit, vor dem Publikum zu sprechen und noch dazu in einer so aufregenden Affaire. Und er konnte überdies seine oratorischen Künfte vor einem ausserlesenen Damenpublikum spielen lassen! Er hatte denn auch eine glänzende Rede ausgearbeitet, die er zu Hause seiner Frau bereits vorgetragen.

„Wirst sehen,“ flüfferte er ihr zu, ich erlinge heute einen großen Erfolg.“ Dann zog er sich zurück, um gleichzeitig mit dem Präsidenten und den Beisitzern des Gerichtshofes einen solennen Einzug in den Saal zu halten. Für zwölf Uhr Mittags war der Beginn der Verhandlung anberaumt. Es fehlten nur noch wenige Minuten bis zu dieser Stunde. Die Damen wurde ungeduldig. Das Gemoge der lachenden, plaudernden Stimmen wuchs. Auf einmal wurde es still, dann ging ein Flüstern und Raunen durch den Raum. Der Angeklagte war, von zwei Soldaten flankirt, eingetreten. Sein Neukeres entsprach nicht ganz den gehegten Erwartungen. Das war nicht der schöne, lebenslustige Pope Damastin, von dem man sich allerhand galante Abenteuer erzählte. Er sah etwas verwaht aus. Er schritt gebüdt, mit schlottenden Beinen zur Anklagebank, wo er, das Haupt tief zur Brust gesenkt, nieder-glitt. Helene war bei seinem Anblick zusammengezuckt. Sie betrachtete ihn gespannt. War das derselbe Mann, der einstmals in der Seele des Kindes ein teimendes Liebesgefühl erweckt hatte. Allmählig, während sie fortchend seine Züge studirte, erkannte sie in seinem finsternen Profil das einfige bleiche, edel geschnittene Antlitz des jungen Popen. Damastin sah regungslos da. Er erhob sich mechanisch, als der Gerichtshof eintrat, er schien kaum zu beachten, was sich weiter abspielte und verließ auch in seinem dumpfen Trübfinn, als die Verlesung der Anklageschrift begann. Es war ein langatmiges Schriftstück. Das Publikum langweilte sich. Leises, dann immer kräftiger anschwellendes Geplauder überfönte die Stimme des Vorlesenden. Da bat der Präsident freundlich lächelnd die Damen, sich ruhig zu verhalten. Das Wort Damen schien den Popen Damastin aufzurütteln. Er hob das Haupt und streifte das Publikum mit einem raschen Blick. Ueberall Frauenköpfe, überall Frauenaugen, die auf ihn